

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup>. 3.

Sechster Jahrgang.

18. Jänner 1862.

### Fluch und Segen.

Für so viel Qual, für so viel Pein  
Müßt' ich mit Haß dir nur begegnen —  
Doch, sollt' mein Leid noch größer sein,  
Ich kann nicht fluchen — kann nur segnen.

Ich segne dich und jede Flur  
Wo deine Füßchen Blumen knicken;  
Ich segne eine jede Spur  
Von deinen süßen Augenblicken.

Ich segne — still mein Herz, und such'  
Dir Heldenkraft zu deinem Handeln,  
Denn der bedarf's — um einen Fluch  
Im Mund in Segen zu verwandeln.

Ludwig Josleb.

### Zwei Neujahrsnächte.

Von Moriz Horst.

(Fortsetzung.)

George hatte sich in die Kissen zurückgelehnt, und sein feines Gesicht, mit den mädchenhaft klaren, edlen Zügen, zeigte den Ausdruck so schmerzlicher Ueberraschung, so tiefen Leides, daß Armgard ihr Herz stillstehen fühlte. Dennoch schwieg sie; es war der Entscheid über ihr Leben, über ihr Glück, aber sie kannte ihr eigenes stolzes Herz und wußte, daß sie, um lieben zu können, zu dem Manne ihrer Wahl aufzusehen im Stande sein müsse.

„Und was verlangst Du von mir, Armgard?“ fragte der junge Mann nach einer langen Pause. „Was soll ich thun, um Dich zu gewinnen?“

„Wollen Sie es, George!“ rief sie mit dem Ausdruck auffauchender Dankbarkeit, seine Hand an ihre Lippen führend, „wollen Sie es, zürnen Sie mir nicht, George! Weiß ich es doch selbst mit klaren Worten nicht zu nennen, nur daß eine Existenz, wie die Ihnen gebotene, zu meinem Ziele nicht führt, das weiß ich, daß ich es nicht erleben könnte, Sie in jener armen kleinen Stadt als ein vergessenes, verrostendes Glied unserer Staatsverwaltung zu sehen, während Andere sich empor arbeiten, das fühle ich. Soll ich Ihnen die Thür nennen, an die Sie klopfen sollen, den Einfluß meines Schwagers für Sie beanspruchen? Für den

Bruder meiner Jugendfreundin könnte ich ihn erbitten, für den Mann meiner Liebe — nie, dem kann ich nur meines Vaters alten Lieblingspruch ins Gedächtniß rufen, daß jeder seines Glückes Schmied, Arbeit eine edle Schmiede, Muth und Kraft ein edler Schmied sei. Das Ziel Ihres Strebens aber vermag ich Ihnen nicht zu nennen, lassen Sie es ein hohes, schwer zu erringendes sein, George, denn sie sind jung, stark, voll freudiger Hoffnung und kühnen Muthes. Und nach mir dürfen Sie nicht fragen, George, ich werde im Geiste mit Ihnen gehen, sollte aber einst die Stunde kommen, wo ich aufhörte für Ihr Herz die liebste, einzig begehrte Gefährtin Ihres Weiterstrebens zu sein, so fürchten Sie von mir keine Klage — keinen Vorwurf. Sie müssen frei sein, durch kein Versprechen gebunden, um aufwärts fliegen zu können, Sie dürfen nicht mir, ich aber, George, darf Ihnen mich geloben, die Zukunft soll entscheiden, wenn ich das Wort, welches Sie bindet, annehmen darf. Heut', George, weise ich es zurück, weil ich Dich liebe!“

Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte seine Stirn.

„Armgard!“ rief er bewegt.

„Ihre Armgard — ja, und Gott gebe, daß ich Ihnen einst sagen darf: mein George!“

„Seltsames Mädchen,“ sagte er, sie festhaltend, „Du vergift die Welt, welche ein solches Bündniß nie verstehen wird.“

„Die Welt,“ entgegnete sie, mit einem stolzen Lächeln den Kopf erhebend, „was hat die mit meiner Liebe zu schaffen! Die Welt, George, soll uns auf ihrer frischesten, hochgehendsten Strömung tragen dürfen, aber wir müssen sie beherrschen, sie nicht uns mit sich fortreißen. Und nicht um das Glück, welches die Welt zu vergeben hat, sollen Sie kämpfen, George, sondern weil ich von Ihren Armen über ihre schale Alltäglichkeit emporgehoben sein will, schicke ich meinen Liebsten hinaus, nicht daß die Fortuna ihn mir untreu mache, sondern daß sie mir ihn kröne!“

Armgard schwieg; eben erschallte vom Thurme der erste Glockenschlag der verbängnißvollen zwölften Stunde, von der Straße herauf lautes Rufen, aus dem Zimmer Gläserklirren und glückwünschende Worte.

„Wo waret Ihr denn?“ fragte Vili verweisend, „wir Andern haben Blei gegossen, das habt Ihr nun versäumt.“

Armgard hatte ein Glas genommen und ließ es gegen das George's anklagen; ihr Auge blühte, sie war noch nie so schön gewesen, als in diesem Augenblicke.

„Ihrer Fortuna, George!“ sagte sie lächelnd.

„Du bist die einzige, die ich anerkenne,“ flüsterte er leise zurück.

Alexander Dumas hat die Gesellschaftssprache eben so wie sein Sohn um eine Bezeichnung bereichert, welche seit dem Erscheinen jener Romane so oft benutzt worden ist, daß man an der Wichtigkeit dieses Geschenkes nicht mehr zweifeln kann. In Deutschland ganz besonders, wo man so gern französische Sitte und Unsitte nachahmt, geht man ziemlich verschwenderisch mit der Anwendung dieser neuerfundenen Bezeichnungen um; man nennt Demimonde, was noch keine ist, und titulirt jeden kleinstädtischen Krösus, der nicht eben ein Harpagon ist, Monte-Christo, und sollte sein Luxus in nichts anderem bestehen, als im Verbrauch buttergelber Glacehandschuhe und gefirnisten Stiefelsohlen. Auch die sonst ziemlich nüchterne solide Mittelstadt hatte ihren Monte-Christo und sogar einen, der nicht von der übelsten Sorte war — den reichen Kommerzienrath Alfred Schulz, dem man, als dem Oberhaupt einer der ältesten Patrizierfamilien einer alten Handelsstadt, als alleinlebenden, unabhängigen Mann eine halbe Million jährlicher Einkünfte zuschrieb. Er war ein angehender Fünfsziger, klein, zart gebaut, beweglich, mit einem scharfgeschnittenen länglichten Gesicht, rötlich blondem Henriquatre und seltsam scharfen, kalten Augen, vom Standpunkte eleganten Dilettantismus ein talentvoller Landschaftsmaler, glücklicher Viederkompositour und vielleicht der geschmackvollste, kunstsinigste Sammler und Dekorateur, den man finden konnte. Man erzählte fabelhafte Dinge aus seinem früheren Leben, wo er Jahre lang in Paris und Florenz die extravagantesten Helden moderner französischer Romane an Libertinage überboten haben sollte — seit zehn Jahren indeß war dieß anders geworden, Frauen als Frauen allein gewannen ihm kein Interesse mehr ab, er suchte sie nur, wenn sie sehr vornehm oder sehr berühmt waren, und seinen Hauptluxus bildeten seit jener Zeit seiner Reisen. Sein wahrhaft fürstliches Haus umschloß Sammlungen nicht nur aus allen Erdtheilen und Zonen, sondern auch aus allen Kulturperioden der Welt und sie waren an Ort und Stelle erworben, mit Geist und Sachkenntniß ausgewählt und mit seltenem Geschmack zusammengestellt, und zwar nicht zu Sammlungen und zu Museen, sondern als Ausschmückung und zum Gebrauch geordnet.

Es war in diesem Sinne keine zu große Uebertreibung, wenn man die Välle des Kommerzienraths Zauberfeste nannte, aber die Fama erzählte noch ganz andere mysteriöse Dinge von unbeschreibbar verschwenderischen und üppigen Festen, bei denen abwechselnd eine indische Fürstin, eine georgische Sklavin, die Tochter eines Indianerhäuptlings, die entführte Frau eines Marabouts die Honneurs machte. Faktum dieser Gerüchte war, daß Alfred Schulz, der durch seine Reisen

und die Empfehlungen, die er überall hin gehabt, auch Bekannte in allen Erdtheilen hatte und gern fürstlich die in der Ferne erhaltene Gastfreundschaft wieder vergalt.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Frauen

in der

Sage und Geschichte Krain's.

Eine kulturgeschichtliche Studie von P. v. Radics.

(Fortsetzung.)

Konstantin dem Großen, der bekanntlich der erste das Kreuzeszeichen auf die Kriegsfahne hatte heften lassen, wurden in Laibach Ehrensäulen errichtet, und Krain's Boden war es, die Wippacher Gegend am heutigen Hubelstufte (Trigidus), wo im Jahre 394 der Kampf zwischen Christen- und Heidenthum zu Gunsten des ersteren von dem Kaiser Theodosius gegen den heidnischen Gegenkaiser Eugenius ausgekämpft worden. Trotz alledem aber war der Bestand der Christuslehre noch kein fester in unserem Lande — der Sturm der Völkerwanderung wehte sie hinweg — und kam sie auch momentan durch die Goten und Langobarden wieder in Aufnahme, so erlosch der zu Ende des VI. Jahrhunderts in unsere Gegenden nachgerückte heidnische Slavenstamm jede leiseste Regung derselben. Denn wieder wurden in dem herrlichen Oberlande die Personifikationen von „Erde“ und „Sonne“ und viele andere Götter und Göttinnen verehrt und manches Menschenopfer dargebracht und die nationale Wildheit erging sich in den rohen und grausamen Mysterien alten Heidenthums, bis endlich im VIII. Jahrhunderte der Franke kam, den Kampf auch mit diesem „unbändigen Wilden“ aufnahm, und nach vollbrachtem Siege auch hier die Leuchte des Christenthums für immer erweckte!

Meisterhaft hat unser Preßern die Befehung des letzten Heidenthums Certomir besungen in dem Epos: die Laufe an der Savica (Kerst per Savici). Wir fassen die hochpoetische Schilderung des Dichters so auf, daß des Volkes Herzblut fließt ob der Unterwerfung unter die Fremdherrschaft, daß aber aus diesem Herzblute mit einem Male eine volle schöne Rose erblüht — die Blume des Christenthums, der Zivilisation! Und die Frau ist es, „die nährend und wärmende Flamme der Geschichte“ die holde „Bogumisa“, die den geliebten Certomir — das slovenische Volk — zu ihrem neuen Glauben, zur Christuslehre herüberleitet, sie, die früher in der Göttin Schiva Tempel den Dienst besorgt und die Opfer im Vereine mit ihrem Vater geleitet.

Inselwerth im Weldezer See, wo jetzt das „weiße“ Kirchlein der h. Gottesmutter Maria steht, war der Standort dieses Schiva-Tempels gewesen; nachdem aber der alte Staroslav und seine Tochter Bogumisa dem alten Götzendienste abgeschworen und die Lehre des „Gottmenschen“ angenommen hatten, war das Standbild der Heidengöttin in

den See versenkt worden. Die hartnäckigen Kämpfe der Heidenflaven mit den Franken waren mit Certomir's Befreiung ebenfalls beendet, und der kluge Franke that auch hier, wie überall, wohin seine segensreiche Hand die Gabe des Christenthums brachte, daß er den alten Glauben nicht völlig vertilgte, sondern nur allmählig im neuen aufgehen ließ. So herrscht denn noch heutigen Tages der Gebrauch, daß Jeder, der zum ersten Male Inselwerth besucht, sich bestimmte Wünsche macht und zu deren Gewährung am Wunschglöcklein läutet, gleichwie in der Heidenzeit der Jüngling der Liebesgöttin die Erstlinge der Früchte und der Heerde zum Opfer brachte und die holde Priesterin, mit zarten Blumen schön bekränzt, um Erhörung der stillen Wünsche flehte.

Die Unterwerfung der Krainer-Slaven unter fränkische Herrschaft war also in der zweiten Hälfte des VIII. Jahrh. erfolgt, unser Land alsbald dem großen christlichen Weltreiche einverleibt und sofort nach dem alle Theile desselben gleich umfassenden Regierungsplane verwaltet.

Es entstanden Gaue und Marken aus den Gegenden an der obern Drau, Save, Kulpa, am Tsonzo und an der nördlichen Küste des adriatischen Meeres. Es würde zu weit führen, Karls des Großen Einrichtungen, die er speziell für unser Land traf, zu erörtern, nur dieß eine mag erwähnt sein, daß er sich für seine Person einige Bezirke vorbehielt, wo er dann vollkommene Meierhöfe, wie in Laß und Weldeß, oder bloß Hubenwirthschaften (Königsmansen) wie in Reichenburg, Gurfeld (und zu Videm) errichtete.

Im Jahre 974 wird der schon im VIII. Jahrhundert von einem Geschichtschreiber gebrauchte Name Carniola, „Krain“, zuerst in Urkunden angewandt, und es bedeutet dieser Name Krain soviel als Grenzland (Slov. Kraina, altdeutsch Kreina - marka - Mark).

In der That war das Land gleich am Beginne als es diesen Namen erhielt und noch mehr die spätern Zeiten hindurch das Grenzland Deutschlands im wahrsten Sinne, weshalb es auch der deutschen Kaiser vorzüglichstes Bemühen sein mußte, sich dieses vor allen zu sichern. Zu dem Ende reichte nicht äußere Gewalt durch administrative oder militärische Maßregeln angewandt, es mußte vielmehr der Bewohner Thun und Treiben beeinflusst, sie mußten unbewußt und unvermerkt in die allgemeine Kulturentwicklung des deutschen Volkes hineingerissen werden. Dieß war aber wieder am leichtesten durch Kolonisten zu erreichen, und für solche bot das wenigbewohnte und von Urwäldern erfüllte Land einen günstigen Boden. Nachdem 972 Kaiser Otto I. wegen der harten, kaum erst überstandenen Bedrängung durch die Ungarn, und weil Krain das obere Gebiet der Save umfaßt und der Thalweg dieses Flusses den Ungarn einen Zugang nach Kärnten, Italien und Baiern bot, unser Land zur Markgrafschaft erhoben hatte, so geschah zwei Jahre später (in dem genannten 974 Jahre) „die erste große Schenkung von Laß an den Bischof von Freisingen (in Baiern), welcher 1004 die nicht minder bedeutende von Weldeß an das Gotteshaus von Seben (Brixen) folgte.“

Hunderte und hunderte von Pergamenten geben uns jetzt noch Kunde von dem raschen Aufnehmen dieser Besitzungen, die durch die Leitung der neuen Herren und unter der Hand der deutschen, mit ins Land gebrachten Untertanen bald in herrlichster Blüthe dastanden und ihr frisches Leben dem ganzen Lande mittheilten. Wohlstand im Innern und reger Verkehr nach Außen wuchs immer mehr und mehr: so ward Laß bald eine bedeutende Handelsstadt, die die Waren aus Italien nach Deutschland vermittelte, und Freisingen's Besitzungen im untern Theile, im heutigen Unterkrain, stellten wahre Musterwirthschaften dar. Solcher Zustand des Landes zog natürlich immer mehr Deutsche herein und wir können schon im XI. Jahrhundert (so um 1040 die Schärffenberge, um 1060 die Auersperge) in weit größerer Zahl aber im XII. Jahrhundert (um nur einige zu nennen: die von Aisberg (Adelsberg), Slednig, Graben, Michov (Maichau), Mangesburg, Nasensfuß, Weixelburg u. v. a.) Adelsfamilien urkundlich nachweisen, die um diese Zeit bereits ihre Schlösser und Burgen auf den unsere Thäler beherrschenden Anhöhen erbaut hatten. Schon sehen wir auch die im großen deutschen Vaterlande gang und gäben Sagen, Sitten und Gebräuche in unser Land verpflanzt und besonders die Sage sich mit der heimischen, von der gleichen indischen Mutter stammenden vermischen, so daß es uns jetzt schwer wird zu entscheiden, ob die in den Volksliedern der Slovenen, sowie in den Schlössergeschichten unserer Heimat so häufig vorkommende Schlangensage bei uns ursprünglich slovenisch oder deutsch ist, oder — was wohl das wahrscheinlichste — beiden Theilen in gleicher Weise zukommt!

Der deutsche Adel verpflanzte auch gar bald die Spiele des deutschen Ritterthums, die Turniere und Wettkämpfe, auf unseren Boden und Laibach sah im Jahre 1143 das erste Turnier, veranstaltet von dem Bruder des Markgrafen von Krainburg, wobei, wie uns Valvasor nach einem Laibacher Manuscripte erzählt, viele Herren vom Adel aus Oesterreich, Kärnten und Triaul erschienen. Daß auch bei diesem Ritterspiele — wie es bei allen üblich war — holde Frauen die Kampfspreise den Siegern austheilten, braucht wohl kaum erst erwähnt zu werden.

Im Jahre 1165 werden uns viele Edle unseres Landes beim großen Turnier in Zürich genannt, so mit Herzog Heinrich von Baiern der Herr Sigmund von Gallenberg; mit Leopold Markgrafen von Oesterreich, ein Herr von Schärffenberg, Heinrich von Hallerstein, Ernst Gall; mit Herzog Heinrich von Kärnten Heinrich Fr. zu Lichtenberg, Ambrosius Herr zu Tschernembl, Hans Apfalterer; auf ihre eigenen Kosten haben diesem Turniere beigewohnt: Graf von Gallenberg, Heinrich von Zobelberg, und Wolfgang Zenger. Wir sehen daraus, daß die Kavaliere Krains sich zu Hause gehörig im Waffenspiele mußten geübt haben, da sie es wagen konnten mit der Elite der deutschen Ritterschaft in die Züricher Schranken einzuziehen. Das Turnieren, als Schule für den Kampf im Kriege, wurde

aber auch die folgenden Jahrhunderte bei uns tüchtig betrieben, und wir lesen in der Chronik von einem großen Tourner in Krainburg im Jahre 1311.

Zu Anfang des XIII. Jahrhunderts hatte der abenteuerliche Minnesänger Ulrich von Lichtenstein (1225) unser Land besucht; er erzählt davon: „Ich wart vil kurzlich wol bereit mit orffen und mit wäppeneleit und fuor mit Freuden al zehant gein Kernden und zu Kreinlant und danne gegen Osterreich.“

Daß Ulrich Krain dabei nicht bloß im Durchfluge berührte, sondern eigens eines Besuches würdigte, geht daraus hervor, daß die sonst gewöhnliche Reiseroute aus den deutschen Nachbarprovinzen nach Italien nicht durch Krain, sondern durch Kärnten führte.

Mit demselben Lichtensteiner, der ein langes Leben im Dienste einer Frau zubachte, die ihn verhöhnzte und der er die tollsten Aufgaben erfüllte, so z. B. sich zum Beweise seiner Liebe für sie einen Finger abhauen ließ und ihr denselben in einem Kästchen übersandte, mit diesem Herrbilde des deutschen Ritterthums, der übrigens ein tüchtiger Kämpfer war, hatte auch Herr Hans von Auersperg (1246 gestorben) im Tourneire von Friesach (in Kärnten, Febr. 1224) gekämpft und erscheint von Ulrich in seinem Frauenbuche aufgeführt „als ein Rittersmann, der dort seine Ritterthat gethan.“

Neben den Mitterspielen und Ritterkämpfen kamen im XII. und XIII. Jahrhundert auch die übrigen Resultate der Kreuzzüge in unsere Burgen und zu unserem Volke, beweisen ja die noch erhaltenen Pergamente adeliger Familien Krains, welche Glieder derselben an diesen dem Verständnisse unserer Zeit entrückten Glaubensfahrten Theil genommen. Vor allem war es das Auersperg'sche Haus, das in jedem Zuge seinen Repräsentanten sah und deshalb als der Hauptvermittler der Kultur jener Zeit gelten kann.

Auch auf den Schöllern dieser Adelligen wurden von fahrenden Sängern die ermunternden Heldengesänge von Roland und Alexander, wie dieß alte, im Lande angefertigte Handschriften \*) beweisen, ja wohl gar von den Nibelungen, wie die häufig vorkommenden Taufnamen Helche, Rüdiger bei den adeligen Familien Krain's; ja der Name Chriemhilt als Eigenname eines Mannes, darthun, angeflimmt, oder aber von der Minne gesungen, wie sie zu lohnen weiß „mit Liebe und mit Leid.“

Es ist dieß — die ritterliche Poesie — die zweitwichtigste Folge der Kreuzzüge für das Abendland, und auch unser Krain ward, wie ich eben gezeigt habe, derselben theilhaftig. (Fortsetzung folgt.)

### Enthüllungen über den Tod und das Religionsbekenntniß des Kaisers Max II.

Die bisher ungelöste Frage über Maximilians II. Glaubensbekenntniß findet ihren vollkommenen Abschluß durch

\*) Im Archive des Schlosses Lustthal.

mehrere Briefe, welche M. Koch in dem eben erschienenen 2. Bande seiner „Quellen zur Geschichte Maximilians II.“ aus den Archiven von Simancas in Spanien veröffentlicht hat. Weniger, als man erwarten sollte, erhellet in dieser Hinsicht aus einem Briefe Maximilians an Philipp II., worin er ein religiöses Mahnschreiben desselben beantwortet und sich gegen die Verdächtigung des Protestantismus zu verteidigen bemüht, weil Philipp die Frage der Religion des Kaisers in das Projekt der Vermählung des Don Carlos mit einer kaiserlichen Prinzessin hineingezogen hatte. Der Brief Maximilians ist ein Meisterstück diplomatischer Gewandtheit, die jede der gestellten Fragen zu beantworten, jeden der erhobenen Vorwürfe zu widerlegen scheint, in der That aber zu umgehen weiß. Desto mehr Licht verbreitet über die angeregte Frage ein Bericht vom 13. Oktober 1576, welchen der spanische Gesandte am Wiener Hofe, Marquis d'Almazan, über die Krankheit und den Tod des Kaisers an König Philipp abstattete.

Nachdem er den Krankheitsverlauf mit ängstlicher Genauigkeit geschildert, kömmt er auf die Mittel zu sprechen, welche man anwendete, um den Kaiser zu bewegen, daß er im Sinne der katholischen Kirche auf sein Seelenheil bedacht sei. Vergeblich hat die Kaiserin ihren Gemal kniefällig zu beichten und zu kommunizieren; sie wurde ebenso, wie der Kardinallegat mit allgemeinen Redensarten abgewiesen. Am Hofe wurde ein eigener Feldzugsplan verabredet, um den Kaiser umzustimmen. Nachdem auch die Schwester des Kaisers, die Herzogin von Baiern, keinen Erfolg erzielt hatte, versuchte es Marquis d'Almazan mit grobem Geschütz.

Der Marquis war eines Tages allein beim Kaiser zurückgeblieben, als dieser ihn fragte: „Was halten Sie, Herr Marquis, von meinem Zustand. Mir kömmt vor, es gehe immer schlechter damit.“ Almazan trat bis zum Kopfkissen vor und antwortete: „So, Ew. Majestät, sehe auch ich Ihren Zustand, weshalb ich meine, es wäre Zeit —“ hier unterbrach ihn der Kaiser und sagte: „Schon gut, Herr Marquis, ich habe Nachts nichts geschlafen, ich wünsche zu ruhen.“

Als der Bischof von Neustadt, der Hofkaplan, den man gegen den Willen des Sterbenden hatte rufen lassen, erschien, beharrte der Kaiser auf seinem Sinne. Die vom Bischofe ihm vorgelegten Fragen allgemein christlichen Inhalts beantwortete er mit bejahenden Worten, die ihm auf den Lippen erstarben.

„Der Kaiser ist als ein christlicher Fürst verschieden,“ tröstete die Herzogin von Baiern, die verwitwete Kaiserin. „Der Unglückliche ist gestorben, wie er gelebt hatte,“ schrieb der Marquis nach Spanien, indem er sich gestand, am Wiener Hofe den Zweck seiner Wünsche und seiner Anwesenheit nicht erreicht zu haben.

### Literatur.

Die seit mehreren Jahren in Heidelberg und Leipzig erschienene Wochenschrift „Stimmen der Zeit“, redigirt von Dr. Adolf Kolatschek, ist von Neujahr 1862 ab in den Verlag der bekannten Firma Zarnaschy & Dittmarsch in Wien und Leipzig übergegangen. Seit jeher hat sich diese Unternehmung durch die Gediegenheit und Mannigfaltigkeit ihrer Beiträge, durch ihre Unabhängigkeit und liberale Tendenz ausgezeichnet. Die ersten zwei in diesem Jahre erschienenen Hefte liefern hievon auf's Neue den erfreulichsten Beweis und kann diese treffliche politisch-literarische Revue, welche für Oesterreich und Deutschland das ist, was die „Revue de deux mondes“ den Franzosen, nur auf's Wärmste empfohlen werden.